

Peter Paul Schweitzer

Novembertage, Novembernacht

Von den 90 Mitgliedern der Israelitischen Kultusgemeinde Hadamar, die zu Beginn des nationalsozialistischen Regimes dort lebten, hatten bis 1938 mehr als zwei Drittel die Stadt verlassen. Etwa ein Drittel war in größere Städte übersiedelt, die den jüdischen Menschen mit ihrer Anonymität mehr Sicherheit vor den sich ständig mehrenden Lebensbeschränkungen und Schikanen versprachen oder auch in ihren größeren Kultusgemeinden eher Möglichkeiten zum wirtschaftlichen Überleben.

Als die Hadamarer Stadtverwaltung am 10.10. 1938 eine Personenstandsaufnahme macht, hat die Stadt 2617 Einwohner. Von ihnen sind 1751 katholisch, 271 evangelisch, 31 israelitisch (1,18%) und 5 gottgläubig. Außerdem leben 101 Personen im -Brüderhaus St. Josef, einem Altersheim, gegenüber dem Schloss, von denen 97 katholischen, 3 evangelischen und 1 jüdischen Glaubens sind. Die Heil- und Pflegeanstalt auf dem Mönchberg hat 559 kranke und pflegebedürftige Insassen.

Für die 32 Juden beginnt einen Monat später die schrecklichste Periode ihres Lebens. Durch Auswanderung oder Wegzug in größere Städte versuchen sich nach dem Novemberpogrom zwar einige zu retten, jedoch nur 5 von ihnen erreichen das sichere Ausland und 1 Frau überlebt die Nazi-Zeit im KZ. 20 wurden zuletzt am 10 Juni 1942 von Hadamar aus in Vernichtungslager deportiert, die übrigen erreichten die NS-Schergen in Frankfurt, in Belgien, Holland und Frankreich.

Nicht aus heiterem Himmel ...

Die Mehrheit im Städtchen steht den Juden traditionell freundlich bis gleichgültig gegenüber, jeder kennt jeden, hat Freunde und Gegner, und die Bande der Religion trennen zwar noch immer deutlich die Menschen, aber da sie sich allgemein lockern, drücken sie immer weniger und kommen im Alltag allmählich kaum noch zu Bewußtsein.

Nun hängt seit einiger Zeit vor dem Amtsgericht in der Gymnasiumstraße 'Der Stürmer' in einem Schaukasten. Mit jeder neuen Ausgabe reizen seine reißerisch aufgemachten Überschriften und Illustrationen die vorübergehenden 'lieben Volksgenossen' mehr, wenigstens einen Blick auf die neuesten Skandalnachrichten zu werfen, mit denen Julius Streichers Schmutzblatt neue Hetzparolen austreut, die den harmlosen Zeitgenossen vor der 'staatsgefährdenden Rasse' zu warnen vorgibt: dem Juden.

Und da die Giftspritzer treffen, erst jenen, dann diesen, scheint zwar dem einen die Propaganda übertrieben, dem anderen die Schlammschacht unappetitlich, aber irgendwie setzt sich nach und nach doch die Meinung durch, etwas müsse schon an den Verdächtigungen dran sein, denn wer könne sich schon solche schrecklichen Geschichten aus den Fingern saugen ...

Und obwohl die Hetze in Funk und Presse von Tag zu Tag zunimmt, trotz der wüsten Reden bei Aufmärschen der SA und Parteiveranstaltungen, ja trotz gelegentlich eindeutiger Drohungen der stadtbeherrschenden Nazigrößen begegnen immer noch eine Reihe von Hadamarern den Juden normal und freundlich und gelegentlich auch hilfsbereit..

Noch gehen die jüdischen Kinder in Hadamarer Volksschule am Rathaus, noch erhalten sie ihre normalen Zeugnisse und auch gute Noten. Noch schreiben sich jüdische und christliche Kinder gegenseitig in die Poesiealben :

*Ich saß in einem Garten und schlief.
Da kam ein Engel und rief
'Brunhilde, Brunhilde,
Du mußt Dich eilen,
mußt der Margret
ins Album schreiben!'*

*Sage nicht alles, was Du weißt.
Aber wisse alles, was du sagst.*

*Zum Andenken
Kein langes Gedicht
nur drei Worte
Gott schütze Dich.*

So liegt im Herbst 38 etwas Unheimliches in der Luft, von dem keiner sagen kann, was es bedeutet, etwas Bedrohliches, und es hat mit den Juden zu tun. Jeder hätte gesagt; es geht alles seinen Gang, und doch ...

Zwar lassen sich noch die Schuljahrgänge mit ihren jüdischen Kameraden fotografieren, und als in der 7. Klasse manche Kinder zögern, sich neben Brigitte Liebmann zu stellen, legt ihr Hauptlehrer Hans Sch**, der sonst gerne spitze Bemerkungen gegen 'die Juden' loslässt, seine Hand auf die Schulter, und sagt: „Komm, stell dich zu mir!“; und lässt sich mit allen Kindern fotografieren.

Zwar können die frommen Juden noch ungestört zur Synagoge gehen, wenn sie auch beim Umlegen ihres Tallit¹ (Gebetsmantel) bewusster als in anderen Zeiten murmeln:

„...so birg mich, Herr, im Schatten Deiner Flügel...!“

Und noch immer kommt der reisende Kultusdiener zu Gottesdiensten nach Hadamar in die Synagoge, und noch immer schächtet Ferdinand Nachmann unter dessen Aufsicht das Vieh in seiner koscheren Fleischerei.

Aber schon prangen an einer Reihe von Geschäfts- und Gaststättentüren unübersehbare Schilder,

Juden sind hier unerwünscht !

zwar nur an einer Reihe von Türen - und an anderen nicht, aber dort müssen die Ladenbesitzer den Spott und die gehässigen Bemerkungen der NS-Parteigänger mit immer drohenderem Unterton ertragen.

Und hält man nun immer häufiger Kindern vor: „Müsst ihr denn ausgerechnet mit den Judenkindern spielen...Als ob es gar keine anderen mehr gäbe!, - so spielen nun doch nicht mehr alle zusammen im Hof 'Schule' und um die Häuserecken 'Nachlauf' und am Mäuerchen 'Mutter, wieviel Schritte darf ich geh'n...?'

Noch versehen christliche Kinder den strenggläubigen Juden im Nachbarhaus die kleinen Sabbatgefälligkeiten und zünden ihnen den Herd an, damit sie ihren Schabbesfrieden ganz frei von jeder Arbeit halten können.

Aber es gibt keinen israelitischen Religionsunterricht mehr, und manchmal gehen die wenigen jüdischen Kinder mit zum katholischen Pfarrer in die Bibelstunde, wenn der mit allen im Alten Testament liest. Und manchmal geht auch ein jüdisches Mädchen im Sonntagskleidchen mit ihren Schulfreundinnen mit der Fronleichnamsprozession und hilft Blumen zu streuen den Herzenbergweg hinauf.

Auch weiterhin lässt es sich die gutherzige Hedwig Liebmann nicht nehmen, trotz aller Hetze immer noch in der großen Pause auf den Schulhof zu gehen und arme, hungrige Kindermäuler mit Butterbroten zu stopfen, weil die nämlich mit Zwetschgenkraut arischen wie nichtarischen Kindern überaus gut schmecken.

Doch dann geschieht es: Kinder ziehen vor Liebmanns Haus und singen :

*„Jud Lippmann, mach die Läden zu,
der Hitler kommt auf Gummischuh...“*

Vielleicht wissen sie nicht, was sie da tun, aber was sie tun, verletzt doch tief. Und nicht alle Eltern verbieten ihren Kindern diese Frechheiten, wenn auch einige ihre Kinder zur Rede stellen, ob denn Juden nicht Menschen seien 'wie du und ich' ?

¹ Gebetsmantel, ein breiter, verzierter Schal, der zum Gebet umgelegt wird

Anfang November verdichten sich die Gerüchte und es geht das Geraune um, eine größere Judenaktion stehe bevor. Ja, bei passender Gelegenheit flüstert ein selbst der Partei angehörender Gerichtsbeamter seinem Nachbarn Sigmund Rosenthal zu, den Juden stünden schlimme Tage ins Haus, es bahne sich etwas an, doch kein Mensch wisse, was.

So sind noch am Dienstag, dem 8. und auch am Mittwoch, dem 9. November die Hadamarer Juden zwar beunruhigt, doch nicht besonders geängstigt, auch wenn im 'Nassauer Boten' ganz üble Hetzartikel unter Überschriften wie 'Jetzt reicht's' erscheinen. Nein, das ist als Reaktion auf das Attentat Herschel Grynszpan auf den Beamten von Rath in der deutschen Botschaft in Paris am 7. November zu verstehen und wird sich wieder legen. Jedenfalls spüren die Hadamarer Juden nichts von 'spontanen Vergeltungsmaßnahmen der deutschen Bevölkerung', nichts von 'einer berechtigten und verständlichen Volksempörung', nichts von 'Wutaktionen gegen Synagogen und jüdische Geschäfte', wie sie die Presse aus Nordhessen berichtet.

Die Synagoge brennt

Gleichzeitig sind am 9. November, diesem Mittwoch, in München alle höheren Partei-, SA- und SS-Führer zur 15-jährigen Gedächtnisfeier des Putsches von 1923, des nun so genannten 'Marsches zur Feldherrnhalle' versammelt. Nach einer Goebbels'schen Hetzrede, auf nordhessische Berichte von 'spontanen Ausschreitungen des Volkes gegen die Juden' hin beschließen sie, ohne Ausgabe eines Befehles eine 'spontane Erhebung der Bevölkerung' einzuleiten - und jeder Führer versteht, und telefonisch und telegrafisch gehen in der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag in den mittleren Führungsstellen der SA und SS so unbestimmt gehaltene Anweisungen ein, dass sie den mittleren und unteren Führungen überreichlich Spielraum für eigene 'spontane Judenaktionen' lassen. In den ersten Morgenstunden machen sich dann die ausführenden Trupps auf die Beine, Synagogen und jüdische Geschäfte zu verwüsten.

Hadamar, 10. November 1938. Donnerstagnacht. Zwischen 4 und 5 Uhr klopfen einige schwarz gekleidete Männer von der Nonnengasse aus am dritten der vier Fensterläden im Erdgeschoss des Eckhauses Neumarkt 24 und erkundigen sich nach der Synagoge. Man gibt ihnen kurz Auskunft, und das in der Meinung, sie wollten ein benachbartes Haus aufsuchen; jedenfalls bleiben in der noch herrschenden Dunkelheit die Fragesteller unerkannt und der Anlass ihrer Frage rätselhaft.

Als am gleichen Morgen der Arbeiter Ries, ein Nachbar der Hadamarer Synagoge in der Nonnengasse, gegen 6 Uhr zum Bahnhof gehen und zur Arbeit fahren will, sieht er in der Synagoge flackernden Lichtschein, als brenne es in dem Gotteshaus. Er weckt die Nachbarn, den Schuhmachermeister Schmidt, den Lehrer Burkhard, und ruft auch den Bäckermeister Meurer aus seiner Backstube herbei. Gemeinsam gehen sie zur Synagoge, finden die Tür aufgebrochen, treten ein und finden einiges Kirchenggerät, Papier, Bücher und Tücher auf einem Haufen mehr kulchend als brennend vor. Während die Tochter Burkhard's telefonisch die Feuerwehr alarmiert, dämmen die - auch um die eigenen angrenzenden Häuser besorgten - Männer den Schwelbrand ein.

Die Sirenen heulen und reißen das einstige Fürstenstädtchen jäh aus dem Schlaf und natürlich auch den stellvertretenden Feuerwehrkommandanten, den Schreibwaren- und Buchhändler Josef Jung. Der rennt zum Rathaus, da läuft ihm schon Ludwig H** entgegen. Hauptwachtmeister H** hat das große Tor neben dem Rathaus, in dem er wohnt, bereits geöffnet, und während die beiden zum Geräteschuppen eilen, fragt ihn Jung, was denn los sei. „Die Synagoge brennt. Wer sie angesteckt hat, ist dir ja wohl bekannt.“ Er will seinem Kommandanten damit sagen, dass es unnötig sei, nach der Brandursache zu suchen, die dieser ja in seinem Brandbericht angeben muss.

Die beiden machen also den Handkarren mit Spritze und Schläuchen klar und ziehen ihn, indem noch andere Männer hinzukommen, die Schulstraße hinauf zur Nonnengasse und zur Synagoge. Obwohl der Brand nicht nennenswert und auch schon so gut wie ganz gelöscht ist, gibt Jung den Befehl, sicherheitshalber die Schläuche auszulegen.

Kaum beginnen die Feuerwehrleute damit, erscheint der Gastwirt Louis G**, Ortsgruppenleiter der NSDAP und stellvertretender Bürgermeister, in voller Parteiuniform auf der Szene und mault herum und will die

Feuerwehr wegschicken. Die aber weigert sich abzurücken. Da kommt aufgeregt Hermann Honi, der Vorsteher der Synagoge², herbeigerannt und fragt atemlos: „Wer hat das getan?“ - „Wer hat das getan? Wer hat getan?“ öffnet ihn G** gehässig nach. „Ihr Saujudde, ihr!“

Josef Jung erkundigt sich pflichtgemäß bei den Nachbarn, wer für die jedem klar ersichtliche Brandstiftung in Frage komme; aber keiner hat etwas gesehen, was der Ortsgruppenleiter mit unverhohlener Freude vernimmt. Trotzdem drängt er, und kehrt dabei den stellvertretenden Bürgermeister dick heraus, ‘die sinnlose Fragerei’ einzustellen, es sei ja doch nichts zu erfahren. So wird Jung denn in den Brandbericht schreiben: Brandursache: *Brandstiftung, Täter: noch unbekannt.*

Die Täter bleiben auch lange unbekannt. Zwar erzählt man sich in Hadamar, der eine oder andere prahle beim dritten oder vierten Bier damit, dabei gewesen zu sein, doch glaubt das keiner recht, weil Hadamarer wohl kaum bei Nachbarn fragen müssen, wo es zur Synagoge gehe.

Doch die Dunkelmänner erstatten Bericht, und zwar beim SS-Sturmbann II/78 in Limburg, und dort fertigt man am 11. November 1938 eine *Aufzeichnung der Sonderaktion am 9./10. November 1938 im Gebiet II/78* an. Und in dieser Aufzeichnung, unterschrieben vom Limburger Sturmbannführer, werden die Sturmtrupps aufgezählt und die von ihnen heimgesuchten Synagogen; der SS-Sturm 5/78 vernichtete Synagogen in Bad Ems und Oberlahnstein, der SS-Sturm 6/78 die Synagoge in Diez und die Betstube in Flacht, der SS-Sturm 7/78 vernichtete die Synagogen in Frickhofen und Camberg und steckte die Synagogen in Limburg und in Hadamar in Brand und der SS-Sturm 8/78 vernichtete die Weilburger Synagoge. Außerdem werden sechs Limburger Geschäfte aufgeführt, die von diesen Einheiten zerstört wurden.

Und wie das Akten so an sich haben, auf mancherlei Umwegen wird dieses Schriftstück in das Hessische Hauptstaatsarchiv gelangen und dort wohlverwahrt gegen die Täter zeugen, die sich im Schutze dieser Novembernacht sicher wähnen, die kein irdischer Richter zur Rechenschaft ziehen wird, die aber als Verbrecher vor den Menschen aller Zeiten stehen bleiben, weil sie mit ihren Zündhölzern einen Brand stiften, der sich fortpflanzen wird zu einem Feuer, das diesen Erdteil, ja zuletzt Menschen aus allen Erdteilen ergreifen wird.

Nein, das Hadamarer Synagogengebäude selbst brennt nicht nieder; es sind ja *nur* ein paar Gemeindeakten und ein paar Bücher und die alten Tora-Wimpel³ der Neubeschnittenen und ein Buchständer dem Schwelbrand zum Opfer gefallen und - gottlob - rasch gelöscht worden...Nur? Nur?

Der Brandgeruch der versengten grünen und roten Tücher zieht in den naßkalten Novembormorgen hinaus. Und indem die Feuerwehr abzieht, ziehen mehr und mehr Schaulustige zur Synagoge, debattieren hin, debattieren her, schütteln die Köpfe, und die Frauen aus den Nachbarhäusern müssen dasselbe immer wieder erklären. „Nur gut“, sagen die Leute, „dass der Brand rasch gelöscht wurde. Nur gut, dass Eure Häuser wenigstens...“

Unsinn, der Brand schwelt weiter! Keiner kann sich vorstellen, wie viele Wohnungen, Häuser, Städte, Länder ihm zum Schluss zum Opfer gefallen sein werden. Auch der Lehrer Ludwig U** nicht, der, selbstverständlich in brauner Uniform, im Laufe dieses trüben Vormittags eine Gruppe Volksschüler zur Synagoge führt und die Kinder anstiftet, die Ausstattung der Synagoge und ihrer Nebenräume zu demolieren.

Als gegen Mittag das Gymnasium im einstigen Schloss seinen Unterricht beendet, strömen neugierige Gymnasiasten herbei, von denen wohl die meisten vor dem Gotteshaus stehen bleiben; es finden sich unter ihnen aber doch noch genug Flegel, die mit Lärmen in die Synagoge eindringen und mit Gepolter und Hallo darin ihr Unwesen beginnen.

Das wird dem Nachbarn Schmidt denn doch zu viel, und er geht besorgt hinüber zur Synagoge. Dort sind eben einige der Gymnasiasten dabei, Stühle und Bänke von der Empore

² der gewählte Vorsitzende der israelitischen Kultusgemeinde Hadamar

³ Bunte und verzierte Tüchlein, die nach der Beschneidung für eine Weile an die Tora-Rollen gebunden werden, bei der Bar Mizwa -Feier dann für jeden 12-Jährigen noch einmal Bedeutung bekommen und schließlich in der Synagoge verbleiben, tiefsinniges jüdisches Brauchtum, das die Verbindung des Lebens in seinem wesentlichen Kern an die Tora , die göttliche Weisung, bindet.

in den Betraum hinunter zu werfen, um die von den jüngeren Kindern begonnene Verwüstung zu vollenden. Da fährt der beherzte Mann die Kerle an und weist sie zurecht, sie sollten doch bedenken, dass sie in einem Gotteshaus seien, als durch die untere Tür Heymann Liebmann die Synagoge betritt und seinen Platz aufsucht, um sein Gebetbuch und seinen Tallit an sich zu nehmen.

In diesem Augenblick werfen die wildgewordenen Gymnasiasten ein letztes Möbelstück von der Empore hinab, welches nur um ein kleines Heymann Liebmann verfehlt. Den Schuhmacher packt da aber doch unbändiger Zorn, und er jagt halb tötlich halb gestikulierend die wüsten Gesellen von der Empore und aus der Synagoge.

Als er, mit ihnen schimpfend, auf die Nonnengasse zurückkehrt, kommt gerade ein SA-Mann aus der Nachbarschaft vorbei, der, obgleich sonst nicht der Hellste, doch die Situation erfasst und die Burschen in Schutz nimmt und Schmidt androht : „Wart nur ab! Heute Abend! Da kommen die Judenfreunde dran!“ Und der macht sich aufs Schlimmste gefasst, geht am folgenden Abend nicht zu Bett, sondern sitzt mit der Axt in Händen hinter seiner Haustür - bereit, sich gegen jeden Angriff zu wehren, doch bleibt er davon verschont.

Auch die Synagoge bleibt nun vor weiteren Besuchen verschont; niemals sehen die Nachbarn jemanden dort eintreten, niemals jemanden aus ihr herauskommen. Die Gebete sind verstummt, die Schabbesgesänge, die lauten Stimmen der Diskutierenden über den Sinn der Tora. Die Synagoge ist gestorben, ermordet, tot - und kein Israelit betritt sie fortan und verunreinigt sich an ihr.

Treue Nachbarn lesen einige Erinnerungsstücke auf und bewahren sie für bessere Zeiten. Aber die jahrhundertealten Gemeindebücher verschwinden, und die schön geschmückten Tora-Rollen finden sich nicht mehr, und nur schwer kann man fortan die Spur der Gemeinde zurückverfolgen in die Zeit der Grafen von Hadamar, die die Juden in ihr Land aufgenommen und unter ihren Schutz gestellt, vor Jahrhunderten.

Was die Stadtverwaltung ein halbes Jahr später an Akten der Israelitischen Gemeinde von Hadamar der geheimen Staatspolizei nach Frankfurt übersendet, wird nicht verzeichnet. Niemand liest die hebräischen Schriftzeichen noch einmal, bevor die Gestapo sie erhält, sie ein paar Jahre lang lagert und unmittelbar vor Kriegsende beim Nahen der amerikanischen Armee verbrennt.

Orgien des Sadismus

An eben diesem Donnerstagvormittag greifen die Klauen der mißbrauchten Staatsmacht nach den jüdischen Menschen, genau berechnet, kalt, brutal.

Gegen 8 Uhr erreicht die Gestapo-Leitstelle Frankfurt telefonisch das Landratsamt Limburg und verlangt, alle jüdischen Männer zwischen 18 und 60 Jahren im Laufe des Tages festzunehmen und die Verhafteten mit doppelt ausgefüllter Anzeige so rechtzeitig nach Frankfurt abgehen zu lassen, dass die Überführten bis spätestens 17 Uhr in der Frankfurter Messe-Festhalle einträfen.

So erhalten in der Mittagszeit die in Hadamar tätigen Polizeibeamten A**, H** und K** und noch einige SA-Männer Befehl, in die Häuser und Wohnungen der jüdischen Familien zu gehen, dort die Hausschlüssel zu verlangen und, nachdem die Juden das Nötigste zusammengepackt haben, diese ins Josefshaus, das Alters- und Pflegeheim der Barmherzigen Brüder in der Hospitalstraße, zu führen und dort in Schutzhaft zu nehmen. Das Josefshaus sei ohnehin nur zu einem geringen Teil belegt und biete Raum genug für die zu erwartende Personenzahl.

So erscheinen nach Mittag die genannten Polizisten in den einzelnen jüdischen Familien und befahlen den überraschten Leuten, sie sollen sich fertigmachen und bereithalten, bis sie abgeholt werden. Den Betroffenen ist das unverständlich und unbegreiflich, dass sie aus ihrem Heim sollen. Doch als man ihnen sagt, es sei doch zu ihrem persönlichen Besten, in Schutzhaft zu kommen, packen sie schließlich jeder einen kleinen Koffer mit der nötigsten Wäsche und ergeben sich mehr übertölpelt als überzeugt in ihre Lage.

Innerhalb einer Stunde kommen dann die Beamten, holen die Leute ab und lassen sich die Haustürschlüssel übergeben. Sie führen die jüdischen Familien durch die Stadt, und die Abgeführten schauen ihren christlichen Mitbürgern ins Gesicht, und sie sehen nicht wenige, die über das nur allzu durchsichtige Manöver mit der Schutzhaft empört sind, weil sie ja doch niemanden kennen, der den Juden etwas tun würde, und in manchen Augen sehen sie sogar Tränen.

Als sie im Hospital der Barmherzigen Brüder eingeliefert werden, wundern sie sich, weil hier nach und nach fast alle ihrer jüdischen Glaubensgenossen eintreffen. Und alle sind schrecklich deprimiert, vor allem die älteren Frauen, von denen viele ununterbrochen weinen. Zwar sind die Brüder, die ja als katholische Ordensgemeinschaft selbst viel von den Nazi-Herren auszustehen haben, rührend um die armen Juden besorgt, beziehen ihnen Betten und teilen ihre Mahlzeiten mit den angeblich zu ihrem eigenen Schutz inhaftierten Juden, aber die Sorge, was nun kommen und wie lange es dauern werde, dass sie das Haus nicht verlassen dürfen, drückt nun doch alle unglaublich nieder, die Familien Liebmann und Rosenthal, Kahn und Strauß, Honi und Aron, Neuhaus und Nachmann, Nordhäuser und Schönberg.

Nur Johannes Ahrbecker, einem inzwischen gebrechlichen 69-jährigen vormaligen Rechtsanwalt, bleiben durch den mutigen Einspruch seiner Hauswirtin die Gemeinheiten dieses aufregenden Tages erspart. Seit über 33 Jahren wohnte das Ehepaar Ahrbecker im Hause Siebert in der Borngasse 13, als liebenswerte und überaus freundliche Menschen bekannt, von Bekannten und Freunden außerordentlich geschätzt und hoch geachtet, und jedem Hadamarer vor Augen, der schmale Mann mit der hohen Stirn und dem Kneifer, der ihm öfter mal runterfällt.

Seit dem Tod seiner Frau Else im Februar 1938 ist der Justizrat selbst erst kränkelnd, dann immer wieder krank und lebt ganz zurückgezogen. Bei ihm erscheinen an diesem Donnerstagnachmittag zwei SA-Männer, und wollen ihn 'in Schutzhaft abführen'. Wie sie ihren Befehl dem Juristen darlegen, hört die Hauswirtin Hedwig Siebert-Beyer, eine 58jährige Witwe, Kinobesitzerin und geschickte Verwalterin eines bedeutenden Vermögens und durchaus geübt im Umgang mit Behörden, was in ihrem Hause vorgeht. Sie tritt forsch dazwischen, schneidet den verdutzten Uniformierten barsch das Wort ab, und erklärt wörtlich: „Nur über meine Leiche werden Sie Herrn Ahrbecker aus meinem Hause holen!“ Als die beiden Brauhemden etwas von 'nur in Schutzhaft nehmen' und von 'in Sicherheit bringen' einzuwenden versuchen, ruft die couragierte Dame kurz entschlossen den Bürgermeister Maxeiner an, der nach einigem verlegenen Gestotter einen der SA-Männer ans Telefon befiehlt und anordnet, Herr Ahrbecker könne in seiner Wohnung belassen werden, wenn Frau Siebert seinen Schutz übernehme.

Und das tut die resolute Frau denn auch höchst wirkungsvoll, und lässt sich auch durch die Ereignisse der kommenden Jahre nicht davon abbringen; Herr Ahrbecker wohnt bei ihr weiterhin in einem der besten Häuser der Stadt. Als er, krank und deprimiert von den schrecklichen Vorgängen um ihn herum, aus dem Leben scheiden will, tröstet und ermutigt sie ihn und bewahrt ihn vor diesem Schritt, bis er im Juli 1940, nun gebrechlich geworden, im Alter von 71 Jahren friedlich stirbt.

Doch nicht einmal der Tod ist für einen Juden in diesen Tagen das Ende der Drangsal; es entzündet sich in der Stadtverwaltung ein Streit, wo der Rechtsanwalt zu begraben sei, der in der jüdischen Religion zwar erzogen, aber schon in jüngeren Jahren zur evangelischen Konfession, dem Bekenntnis seiner Frau, übergetreten war. Während die einen von rassistischem Hass um den Verstand gebracht forderten, Ahrbecker sei auf dem Judenfriedhof zu verscharren, forderten andere, das Begräbnis habe natürlich auf dem städtischen Friedhof stattzufinden, wo doch alle Katholiken und Protestanten und auch die keiner Religion Zugehörigen ihre letzte Ruhestätte fänden.

Wieder war es Frau Siebert, die bei dem evangelischen, der bekennenden Kirche zuneigenden Pfarrer das Begräbnis bestellte und bei der Stadtverwaltung die Beisetzung ihres langjährigen Mieters durchsetzte. Und siehe da, als man den Toten dann am Friedhof hinter

der Liebfrauenkirche an der Elb zu seiner letzten Ruhestätte trug, gaben ihm mit Frau Siebert nicht nur Nachbarn das letzte Geleit, sondern auch der Hadamarer Amtsrichter K** und einer seiner höheren Gerichtsbeamten.

Mit Anbruch der Dämmerung rückt nun am Donnerstagabend, dem 10. November 1938, unter Führung des SA-Sturmführers Friedrich August K**, Angestellter der Heil- und Pflgeanstalt, der Hadamarer SA-Trupp in strammem Marschschritt an und marschiert mit Helmen, die Sturmriemen unters Kinn gezogen, durch das Städtchen, einige Schritt vorneweg ihr Anführer im dunklen Kleppermantel. Es sind dies 10 bis 12 Männer aus Hadamar und Umgebung, und diese treten zunächst gemeinsam zu ihrem Schandwerk an und dann im weiteren Verlauf des Abends in Trupps zu dreien oder viere. Sich zunehmend steigend toben sie sich wie rasend in den einzelnen Geschäften und Häusern, ja Wohnungen der Juden aus und zerstören blindlings alles, was sie erreichen können.

Der SA-Trupp beginnt sein Unwerk in der Borngasse 34 am Kaufhaus Rosenthal. K** postiert sich auf der Eingangstreppe zur historischen Amtsapotheke, dem Kaufhaus gegenüber; von dort aus hat er seine Leute im Blick und kann sie zu immer wüsterem Vorgehen anfeuern.

Die zerstören die Rolläden, zerschlagen weithin klirrend die Schaufenster und zertrümmern die Ladentür. Dann dringen sie in den Laden ein, und bald fliegen Stoffballen heraus auf die Straße und Porzellan und Glaswaren hinterher. Die Ladeneinrichtung wird völlig demoliert - und dann die Wohnung der Familie Rosenthal, zweier alter, sanfter Menschen mit einer geistig behinderten Tochter.

Das ganze löst einen solchen unvergleichlichen Schrecken bei den Nachbarn aus, dass erst am nächsten Morgen sich ein paar treue Seelen trauen, was die Braunhemden auf die Straße geworfen, wenigstens wieder ins Haus und in den desolaten Laden zu tragen und seinen Eingang notdürftig zu verschließen. Aber da laufen auch schon Kinder auf dem Schulweg in den offenstehenden Ladenräumen herum.

Schrecklich trifft es Schönbergs Haus in der Siegener Straße, in dem erst vor 14 Tagen der Familienvater gestorben ist. Die Witwe Franziska Schönberg war krank und gehörte eigentlich ins Bett, stand aber doch auf, als am späten Donnerstagmorgen ein Bekannter aus dem Westerwald mit dem Motorrad vorbeikam und erregt berichtete, in Limburg, wo er gerade herkomme, plündere und zerschlage man die jüdischen Geschäfte. Als der Bekannte sich aufgeregt auf den Heimweg machte, sagte Tochter Lore noch naiv zu ihm: „In Hadamar kommt das nicht vor!“

Aber der Sohn Otto traute der Sache wohl nicht recht. Er holte sein Fahrrad aus dem Schuppen und fuhr nach Faulbach hinauf zu Paul Egenolf, einem Bauernsohn. Die beiden kennen sich von der Zeit her, da Otto als tüchtiger Sportler noch ein umschwärmtes Mitglied im Schwimmverein und sein zuverlässiger Feuerwehrkamerad war. Bald wurden sie Freunde, und unzertrennliche Freunde, als die Vereine nach und nach alle Juden ausschlossen.

Die beiden berieten lange die alle bestürzenden Nachrichten, und als dann Otto nach Hause zur Mutter zurück wollte, versuchte ihn die ganze Familie mit anderen hinzugekommenen Faulbachern zurückzuhalten, da man inzwischen in Faulbach erfahren hatte, was sich in der Stadt abspielte. Nun hielt Otto aber nichts mehr; er musste zur kranken Mutter. Die traf er aber schon nicht mehr an; das Haus war verschlossen, und von Nachbarn erfuhr er, sie und Lore seien zum Brüderhaus gebracht worden.

Als sich die SA-Leute nun über Schönbergs Haus in der Siegener Straße hermachen, ist Otto längst bei seiner Mutter im Brüderhaus; er weiß nicht, dass sein Freund Paul sich inzwischen in ihrem Haus aufhält, um es vor Übergriffen zu bewahren. Er hat alles verrammelt und lehnt sich, als die SA-Leute dazu übergehen, mit Äxten die Türen zu bearbeiten, aus dem Fenster. Inzwischen sind auch andere Hadamarer hinzugekommen, die auf der Straße stehen und zuschauen.

Die Zuschauer, zunächst eher zurückhaltend, dann aber über das brutale Vorgehen der SA-Leute mehr und mehr ungehalten, machen ihrem zunehmenden Unmut nach einiger Zeit lauthals Luft, und es kommt dann rasch zu scharfen Wortwechseln zwischen den beiden Gruppen. Da die Auseinandersetzung bald in Tötlichkeiten einzumünden droht, versuchen einige Besonnene die Stimmung zu beruhigen und den SA-Führer St** zu überreden, die Sache aufzugeben. Er müsse doch einsehen, dass niemand so ein Vorgehen für richtig halten könne, ja dass die Aktion gewiss ein gerichtliches Nachspiel haben werde, denn erlaubt sei ja schließlich nicht alles...

Die Erwähnung möglicher gerichtlicher Folgen macht auf St** sichtlich Eindruck, und die Unterhändler meinen sich schon ihrem Ziel nahe, das Ganze werde sich nun wenden, als St** sich unvermittelt umwendet und die Zuschauer anbrüllt, sofort die Straße zu räumen. Da diese sich nicht von Fleck rühren, herrscht St** seine Männer an, die Schulterriemen abzuschneiden und damit die Zuschauer zu vertreiben, die unter den Schlägen der Braunhemden schimpfend weichen. Aber sie zerstreuen sich nur, entfernen sich ein wenig und bleiben in Grüppchen noch lange beieinander, allgemein der Ansicht, der SA seien ihre Proteste weniger unangenehm gewesen als die Furcht, es werde gerichtliche Zeugen für ihre Untaten geben.

Da sie sich aber nicht der Verfolgung der Zuschauer und zugleich dem begonnenen Zerstörungswerk widmen können, befiehlt St** schließlich, das Haus Schönberg zu stürmen. Otto Egenolf kommt nun zu keinem Protest mehr, die SA-Leute dringen, ihre Äxte schwingend, ins Haus, und er hat Glück, dass er sich aus einem Fenster im oberen Stock an die Felsen des Herzenberges hinaus flüchten und diese hinauf und darüber hinweg an der Kapelle vorbei nach Faulbach, wo er sich längere Zeit in einer Scheune versteckt hält und nicht nach Hause traut.

Das Haus Schönberg wird bis zur Unbewohnbarkeit zerschlagen, alle Türen werden zerstört, alle Möbel demoliert. Federbetten und Kissen schlitzten die Barbaren auf und schütten die Federn zu den Fenstern hinaus auf die Straße. Frau Schönbergs immer außerordentlich blank geputzte Haustreppe, eine Hausfrauensehenswürdigkeit, fällt auch den Politrowdies ins Auge - und sie werfen alles Eingemachte, das sie in der Vorratskammer finden, diese Treppe hinab und in die Scherben und Obstbrühe hinein die Kleider der Frauen und Ottos und seines verstorbenen Vaters Anzüge, nicht ohne die Taschen umzukehren und ihren Inhalt einzustecken. Und über alles entleeren sie einen Eimer weißer Ölfarbe...

An diesem Abend kommt Frieda Kahn von einem Verwandtenbesuch mit der Bahn nach Hause. Im Zug erfährt sie schon von den überall vor sich gehenden Schrecknissen, und in ihrer Erregung versäumt sie es, in Hadamar aus dem Zug auszusteigen. Der Zug fährt weiter, und sie muss bis Niederzeuzheim mitfahren und in der Dunkelheit nach Hadamar zurücklaufen. Als sie vor ihrem Haus am Neumarkt 8 ankommt, fliegen ihr die eigene Kücheneinrichtung und ihr Geschirr aus dem Fenster auf den Marktplatz entgegen. Sie hört und sieht von außen, wie man alles kaputtschlägt in ihrem Haus. Die arme Frau erleidet einen Schock, aber später führt man auch sie ins Brüderhaus.

Dort ist sie kaum in der Lage, von ihren Erlebnissen zu erzählen, aber nach und nach dringen doch die ersten Nachrichten über die Vorgänge in den jüdischen Häusern auch ins 'Schutzgefängnis', wo natürlich jede Familie um ihre Habe bangt, die ärmeren gar um ihre Existenz. Was Frau Kahn mit eigenen Augen ansehen musste, alle trifft das gleiche Schicksal: Arons am Neumarkt, Nachmanns in der Schulstraße, wo man fast die Gasuhr abreißt und beinahe eine Explosion heraufbeschwört, Liebmanns, dem Rathaus gegenüber - alle trifft das gleiche Unheil - alle Familien.

Bei dem armen Viehhändler Strauß an der Hammelburg binden die SA-Männer eine Ziege auf einer guten Daunensteppdecke an, und machen sich noch einen Spaß daraus, dass sich das Tier gleich auf die neue Unterlage entleert. So kehrt in alle Judenhäuser Verwüstung ein, Arm und Reich ein unvergleichliches Entsetzen einjagend, eine unbezwingbare Angst, schutzlos jedweder Willkür ausgesetzt zu sein.

So zerschmettern die SA-Schergen unter K**s Führung die Haustüren des Hauses Winkelstein, Schulgasse 16, und brechen von vorne und hinten gleichzeitig ein, verwüsten die Wohnung und richten den größten Schaden an, obwohl Katharina Winkelstein, die nicht jüdische, geschiedene Frau des Siegfried Winkelstein, im Hause verblieben war. Vor ihren Augen hängt sich ein SA-Mann an die mehrschalige Deckenlampe im Wohnzimmer und schaukelt an ihr so lange, bis die Lampe aus ihrer Befestigung reißt und der Mann sie auf dem Boden vor den Füßen der Frau zerschmettern kann. Frau Winkelstein bittet um Schonung ihrer Sachen, aber sie erntet weder Verständnis noch Nachsicht sondern nur Beschimpfungen: "Du dreckige Judenhure!" brüllt man sie an, und unter diesen Worten läuft sie weinend aus dem Haus. Hinter ihr fliegt das gute Büfett die Treppe herab.

Als dann der Morgen graut, sind nicht nur die Häuser und Wohnungen der jüdischen Einwohner Hadamars verwüstet, auch den Judenfriedhof haben Frevlerhände geschändet. Kein Grabdenkmal steht mehr aufrecht, dreckig und beschmiert liegen die Gedenksteine durcheinander.

Zunächst erfährt niemand, wer sich hier am 'Guten Ort' der israelitischen Gemeinde versündigt, doch dann sickern Einzelheiten durch, und im Mai 1945 wird der erste Nachkriegsbürgermeister, eben jener Bäckermeister Meurer, der den Brand in der Synagoge löschen half, den Verwalter des Schnepfenhäuser Hofgutes der Heil- und Pflegeanstalt, den SS-Mann Heinz St** durch die Amerikaner verhaften lassen, da er bei dieser Untat drei andere SA- bzw. NSDAP-Mitglieder angeführt habe.

Entführung und Erpressung

Da es in den sich überstürzenden Ereignissen des Vortages nicht mehr gelang, die in Haft genommenen jüdischen Männer alle nach Frankfurt zu überführen, wie das die Gestapo-Leitstelle Frankfurt angeordnet hatte, so beeilen sich die so genannten 'staatlichen Ordnungskräfte', dies in der Frühe des Freitags nachzuholen.

Unerwartet erscheint ein Trupp SS im Brüderhaus. Ungebärdig verschaffen sie sich Eintritt, barsch verlangen sie zu den Schlafsälen geführt zu werden, grob reißen sie die Männer unter 60 Jahren aus ihren Familien heraus und führen sie ohne Gepäck ab, auch ohne einen Grund und ohne ein Ziel anzugeben, jedoch nicht ohne den Hinweis, sie sollten sich reichlich mit Geld versehen, das sie bestimmt brauchen werden.

Und dies sind die Namen der abtransportierten Männer: Arthur Aron, Hermann Honi, Julius Honi, Alfred Nachmann, Adolf Neuhaus, Fritz Nordhäuser, Ludwig Nordhäuser, Max Nordhäuser, Otto Schönberg, Helmut Strauß und Siegfried Winkelstein. Nur die Alten dürfen zurückbleiben, Ferdinand Nachmann (61) und Julius Strauß (63), Albert Aron (67), Heyman Liebmann (74) und Siegmund Rosenthal (71) - und Max Mose Kahn (47), der durch glückliche Umstände der Verhaftung entgeht.

Es spielen sich schreckliche Szenen ab, als die Männer von ihren Frauen scheiden müssen. Natürlich wollen die Frauen ihre Männer begleiten, aber unsanft werden sie zurückgestoßen und die Männer unter Stößen und Prügeln in den Hof geschafft. Weinend stehen die Frauen und Kinder an den Fenstern, und müssen zusehen, wie die Männer abgeführt und in einen Omnibus verfrachtet werden. Und weil keiner weiß, wohin die SS die Ärmsten bringt, bleiben ihre Angehörigen von den schlimmsten Befürchtungen versteinert zurück.

Da regt es die armen Insassen des 'Schutzgefängnisses Brüderhaus' fast schon nicht mehr auf, als ihnen nun im weiteren Verlauf des Vormittags mehr und mehr Einzelheiten über den Zustand ihrer Wohnungen und Häuser bekannt werden. Über Kinder, die auf der Hospitalstraße vor dem Brüderhaus harmlos herumspielen und damit zuerst ihre Neugier, dann aber ihre Kontakte zu den Eingeschlossenen vor den SA-Wachen zu verbergen wissen,

suchen diese genauere Erkundigungen einzuziehen, kleine Besorgungen machen zu lassen und befreundete Nachbarn um die eine oder andere Gefälligkeit zu bitten.

Dies geht um so leichter vonstatten, als dann die Hadamarer Hitlerjugend zum 'Dienst' auf dem Turnplatz gegenüber dem Brüderhaus antritt und lauthals und immer wieder ihr ganzes Repertoire an 'Liedern der Bewegung' schmettern muss, besonders laut und besonders hässlich die Strophen, in denen das Blut vom Messer spritzt und sie erst Deutschland und dann die ganze Welt hört, nein, ihnen gehört, und schließlich: *ja, wir sind die Herren der Welt ...*

Was mag Hauptwachtmeister H** denken, der gerade zu diesem Zeitpunkt mit Decken, mit Brot und reichlich Lebensmitteln für die Inhaftierten im Brüderhaus eintrifft, er aus eigenem Antrieb; doch keiner sieht das der amtlich strengen Miene an, mit der er die Sachen an den SA-Wachen vorbei ins Altenheim schafft und den Brüdern zur Verteilung an die Inhaftierten übergibt. Rührt ihn Mitleid? Schämt er sich, dass er gestern die unbescholtenen Leute, die er doch alle und die ihn alle kannten, abführen musste? Denkt er an seine Frau, seine Kinder und vergleicht ... ?

Auch den SA-Mann B** scheint sein Gewissen zu quälen. Als man den jüdischen Frauen im Brüderhaus ihre Hausschlüssel wieder aushändigt, bereitet er Frau Neuhaus mit tränenerstickter Stimme darauf vor, dass sie unmöglich in ihr Haus zurückkehren, noch viel weniger dort wohnen könne, da alles zerstört sei. Sämtliche Fenster seien eingeschlagen, sämtliche Schränke umgeworfen, sämtliches Porzellan und Glas in Küche und Esszimmer kaputt. Eigentlich benötige sie gar keinen Hausschlüssel mehr, da alle Türen eingetreten seien.

Und diese schreckliche Wahrheit ist noch eine Beschönigung der Wirklichkeit, denn nach der Zerstörung der Wohnung, in der man sogar die Holzverkleidung von den Wänden gerissen, geht eben zu dieser Zeit die Plünderung des Neuhaus'schen Schuhgeschäftes vor sich: In den aufgebrochenen Laden sind eine Reihe Unverschämte eingedrungen und werfen die Schuhkartons hinaus auf die Straße, wo sie von ebenso Unverschämten mit Hallo empfangen werden. Da deckt sich der Pöbel mit Schnürschuhen und Pumps, mit Pantoffeln und Arbeitsschuhen ein, und als der Spuk vorüber ist, liegen die leere Kasse und die Geschäftsbücher auf dem Neumarkt und die Vorübergehenden können lesen, welche NS-Helden der Stadt und ihrer Umgebung nicht nur für sich und ihre Familie hier die Stiefel auf Pump gekauft und nie bezahlt haben, sondern auch die braunen Schaftstiefel zur SA- und Parteiuniform.

Das weckt Erinnerungen, und so erzählt man sich in der Stadt erneut die Geschichte von jenem stadtbekanntem SA-Mann, der abends um 10 Uhr bei Neuhaus vorsprach und sich -auf Pump - mit den neuen Schuhen versorgte, die am nächsten Tag auf einer KdF-Reise an seinen Füßen glänzen sollten. Die Hadamarer hätten zu gerne den Namen dieses edlen Kunden weitergetratscht, aber der blieb trotz allem Geschäftsgeheimnis. Ob es der gleiche war, den man an diesem Morgen mit einer Axt die Schreibmaschine des Geschäftes zerhacken sieht? Eine nagelneue Schreibmaschine, das ist doch schon etwas Besonderes, das nun wirklich nicht jeder hat - Ob sie deshalb vernichtet wird?

In der Stadt fällt gar nicht auf, dass die 11 jüdischen Männer abtransportiert wurden. Und es wird mehr als drei Wochen dauern, bis die ersten heimkehren; still, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, versuchen sie in ihren Familien unterzutauchen. Nie werden sie von der Zeit ihrer Abwesenheit vor Fremden sprechen, so tief sitzen ihnen Grauen und Angst in allen Knochen.

Selbst vor ihren Liebsten verschweigen sie fast alles, was sie mitgemacht haben, schon die Ankunft in der Frankfurter Messehalle, in die man sie hineinprügelt zu der unzählbaren Menge gefangener Juden hinzu, mit der sie im Kreis herumhopsen und -kriechen müssen, 'Sport' macht man mit ihnen, nachdem man ihnen alles Geld und alle Wertsachen abgenommen.

Sie schweigen auch über den Transport, über die Quälereien und puren Schikanen, mit denen sich die SS-Wachleute die Zeit während der langen Fahrt vertreiben, bis sie endlich in

Weimar aussteigen dürfen, dürfen?, nein, aus den Wagen geprügelt werden, einen Bahnsteig entlang und in eine Unterführung hinein, in der sie ein Speißrutenlaufen zwischen lauter jungen, starken, auf sie eindreschenden SS-Männern erwartet. Mit schweren Stöcken und Peitschen, mit Säbelscheiden und Gewehrkolben prügeln die Nazis auf die Gefangenen ein, doch keiner hört ihre Schreie, und niemand erbarmt sich ihrer, so laut sie auch um Hilfe rufen. - Über sie donnern die Morgenschnellzüge hinweg, in denen die Fahrgäste nichts ahnend dem neuen Tag entgegenschlummern.

Wer das nicht überlebt, wer unglücklich getroffen wird und blutüberströmt zusammenbricht, den müssen die glücklicher Davongekommenen mitschleppen, vom Bahnhof Weimar den langen Ettersberg hinauf ins Konzentrationslager. Und dort, vor den engen Einlasspforten, beginnt unter erneuter Prügelei das KZ-Leben auch für die Männer aus Hadamar, so dass keiner von ihnen ohne offene Wunde ins Lager Buchenwald einzieht.

Hier sind sie nur noch Nummern, jeder eine unbedeutende Nummer unter den 9815 insgesamt Eingelieferten, von denen allein 2621 aus der Frankfurter Messehalle eingeliefert werden. In fünf Baracken sind sie zu je 2000 zusammengepfert, vornehm ausgedrückt, und in den Nächten werden immer wieder Männer wahnsinnig, schreien hilflos und werden von einem SS-Mann namens Sommer, der sich darauf spezialisiert hat, einfach erschlagen, 68 in der ersten Nacht, je zu viere, *'wie man tollwütige Hunde erschlägt'*.

Für Wochen ist das der Alltag der Hadamarer Juden: Mit 2000 in einer Baracke, kaum eine Waschgelegenheit, nach zwei Tagen haben alle Durchfall, viel zu wenige Latrinen, meist verdorbenes Essen, kaum Trinkwasser.

Dann beginnt die allgemeine Erpressung: Wer entsprechend zahlen kann, wird entlassen, ja, wer sehr gut zahlt, erhält Ausreisepapiere. Sogar Briefpapier gibt man den Häftlingen, um von zu Hause entsprechende Zahlungen anzufordern... Bis die letzten Juden heimdürfen, wird es Februar 1939.

Danach ist nichts mehr, wie es einmal war

Doch zurück zum 12. November 1938: Im Laufe dieses Samstag verbreitet sich in Hadamar das Gerücht, am Nachmittag würden die jüdischen Frauen und Kinder aus der Schutzhaft entlassen. Tatsächlich ziehen die SA-Wachen vor dem Brüderhaus ab, und niemand hindert die 'Schutzhäftlinge', wieder in ihre Häuser zurückzukehren.

Als die Freigelassenen mir ihren wenigen Habseligkeiten auf dem Weg zu ihren Heimen durch die Stadt gehen, schauen sie kaum noch ihren christlichen Mitmenschen ins Gesicht; gebeugten Hauptes, gebrochenen Mutes, wie verängstigte Schuldige eilen die Schuldlosen den ihnen bevorstehenden Katastrophen zu.

Und wenn sie einmal aufblicken, sie, denen es ganz und gar unverständlich ist, aus welchem Grund dies alles geschah, die doch alle seit langen, langen Jahren in friedlichen Einvernehmen mit den christlichen Bürgern gelebt haben, was sehen sie? Ein paar neugierige Gaffer, und viele, die sie einfach nicht wahrnehmen, durch sie hindurch schauen, als seien sie Luft. Ihre so freundlichen christlichen Mitbürger haben sich in versteinerte Geister umgewandelt. Viele haben Angst, mit ihnen auch nur in Berührung zu kommen. Viele schauen auch weg, gehen ihnen aus dem Weg, vermeiden jeden Gruß.

Ist Paul Egenolf der einzige, der noch so ist wie vordem? Er holt die geschwächte Frau Schönberg am Brüderhaus ab und führt sie mit ihrer Tochter Berta zusammen durch die Stadt bis zu ihrem Haus, wo er schon vorher die Betten gesäubert hat, und hilft ihnen, dort wenigstens einen Raum so weit herzurichten, dass die Mutter seines Freundes darin leben kann. Mögen vor der Tür getrost ein paar dummstarke Typen auf ihn warten, die ihm seine penetrante 'Judenfreundschaft' vergelten und ausbläuen wollen, denen entkommt er wiederum auf dem schon früher benutzten Weg über den Herzenberg weg, von den bangen Gedanken der beiden Frauen begleitet.

Obwohl sich nun manches wieder normalisiert, das Leben wieder ins übliche Gleis zurückzukehren vorgibt, im Grunde ist nun in Hadamar doch alles ganz anders geworden. Zwar reparieren noch an diesem Samstag die Schreiner und Glaser der Stadt die zerschlagenen Fenster und Türen der Wohnhäuser, aber die jüdischen Geschäfte, denen man nicht schon vorher die Gewerbeerlaubnis entzog, können nun auch nicht mehr bestehen.

Die Juden selbst helfen sich gegenseitig, die größte Not in den Wohnungen zu beheben, die eine oder andere Familie nimmt auch eine gar zu schlimm getroffene Familie ins eigene Haus, bis das Ärgste beseitigt ist. Dabei müssen die Betroffenen die erlittenen Schäden nicht nur selbst bezahlen, ihnen wird vom Reich auch noch - anteilmäßig je nach Vermögen - eine 'Kontribution' in Höhe von 1 Milliarde Reichsmark 'für die von ihnen angerichteten Schäden' auferlegt, deren erste Rate von 20% die Behörde am 15.11.38 erhebt...

Am gleichen Tag werden durch Ministererlass die jüdischen Kinder ausgeschult und, wenn in Hadamar auch mit guten Noten entlassen, sie sind nun doch endgültig von den übrigen Kindern getrennt, zu ersten Mal seit Einführung der allgemeinen Schulpflicht in Nassau 1816. *Als Jüdin entlassen* - steht in den Schulakten.

Die Juden dürfen fortan nicht mehr ins Kino - auch wenn Frau Sieberts Sohn sie im Vorführraum hin und wieder zuschauen lässt, es wird für sie selbst etwas so Harmloses wie ein Kinobesuch zum lebensgefährlichen Wagnis. Dazu kommen die Ausgangsbeschränkungen, die der Regierungspräsident für Juden erlässt, die im Sommer ab 21 Uhr, im Winter ab 20 Uhr gelten, und es schon riskant machen, am Schalter von Bernhard Eisenbachs Gastwirtschaft am Untermarkt, genau dem Parteilokal G** gegenüber, noch ein Glas Bier oder eine Zigarre zu erstehen.

Als die Männer nach und nach aus Buchenwald zurückkehren, mit kahl geschorenen Köpfen und ausgemergelten Gesichtern in ihren abgerissenen Anzügen, wobei kein Mensch erfährt, wieso Siegfried Winkelstein aus dem KZ Sachsenhausen bei Berlin heimkommt, beginnt in allen Familien eine heftige Diskussion über eine mögliche Auswanderung ins Ausland oder wenigstens den Versuch, irgendwo in einer Großstadt unterzutauchen. Während die einen sich zu einem möglichst raschen Wegzug entschließen und den Kampf mit den finanziellen und bürokratischen Widerständen, die ihrem Vorhaben entgegenstehen, entschlossen aufnehmen, zögern die anderen oder sehen keine Aussicht auf Erfolg oder haben die Kraft nicht mehr, sich aus der immer bedrückenderen Lage zu befreien.

Hermann Aron ist seit der 'Reichskristallnacht', wie die Uniformierten den Novemberpogrom sadistisch nennen, schwach und krank und stirbt im kommenden Sommer.

Hermann Honi, Spengler und Installateur, der Vorsteher der Kultusgemeinde, erwirkt die Ausreiseerlaubnis und wandert mit seiner Frau Ida nach Großbritannien aus.

Für die 14jährige Brunhilde Honi erreichen ihre Eltern Julius und Rebekka die Auswanderung nach Amsterdam; dort wird sie aber später von der Gestapo aufgegriffen und ins Vernichtungslager Sobibor eingeliefert, wo sich ihre Spur verliert - besser weiß man es in Hadamar bis 1998 nicht, und das 'Gedenkbuch' des Bundesarchivs verzeichnet nichts anderes.⁴ Nun ist aber über eine Veröffentlichung in der 'Wetzlarer Neuen Presse'⁵ ein Brief Brunhilde Honis bekannt geworden, und mit diesem Brief kamen die folgend beschriebenen vorher unbekanntem Umstände ans Licht.

Die Familien Julius Honi und Heymann Liebmann sind miteinander befreundet - und Familie Liebmann hat in Löhnberg an der Lahn Verwandte, eine Familie Seligmann. Alle drei Familien haben Töchter in etwa gleichem Alter, Brunhilde Honi (13), Brigitte Liebmann (12) Edith Seligmann (13) - und diese drei sind gleichfalls Freundinnen.

Nach dem Novemberpogrom erreichen die besorgten Eltern Honi, dass Brunhilde nach Holland ausreisen darf und dort in Rotterdam - Hoogstraat - im jüdischen Waisenhaus einen

⁴ Gedenkbuch - Opfer der Verfolgung der Juden unter der Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, Bundesarchiv Koblenz 1989, 2 Bde.

⁵ Nr. 373/ 1998; Beilage. Heimat an Lahn und Dill, Beitrag von Werner Cornelius

Platz bekommt. Im Frühjahr 1940 - aus dieser Zeit gibt es ein Foto - muss sie noch einmal hier zu Besuch und in Löhnberg gewesen sein.

Doch im Mai 1940 holt die von den Nazis in Bewegung gesetzte Kriegsmaschinerie das Mädchen ein, und als mit zunehmender Verfolgung der niederländischen Juden zu Beginn des Jahres 1943 das Waisenhaus aufgelöst wird, kommt Brunhilde, inzwischen 17 Jahre alt, in das für die Niederlande eingerichtete KZ-Lager Westerbork, ein ehemaliges Flüchtlingslager für Juden zwischen Mooren und Sümpfen, in dem ein Teil der dort Inhaftierten zum Torfstechen gezwungen wurde.

In diesem Lager trifft Brunhilde auf die Löhnberger Freunde, auf Hermann und Toni Seligmann und ihre Tochter Edith. Ihnen, die sich bis zu ihrer Befreiung durch kanadische Soldaten am 12. April 1945 durchsetzen können, wohl auch, weil Herr Seligmann in der Lagerküche arbeitet, verdankt sie eine ungewöhnlich freundliche Behandlung auf dem Transport in den Osten, ihrer Ermordung entgegen. Da Herr Seligmann zufällig einen von den Zugbegleitern kennt, erreicht Herr Seligmann, dass Brunhilde nicht in einem der Viehwaggons verfrachtet wird wie ihre etwa 1000 übrigen deportierten Schicksalsgenossen, sondern in einem Personenzugwagen in einem Abteil fahren darf, unmittelbar neben den Abteilen der Wachmannschaften und denen der Zugbegleiter.

Und während der mehrtägigen Fahrt schreibt Brunhilde ihren im Lager zurückgelassenen Freunden einen Brief, in dem sie tagebuchartig ihre Eindrücke und Gedanken festhält, und diesen Brief nimmt der Zugbegleiter mit zurück nach Westerbork ins Lager und dieser Brief befindet sich bis heute im Besitz von Frau Edith Wingens, geb. Seligmann, der ehemaligen Freundin Brunhildes, die 1991 mit ihrem Mann, Hermann Wingens aus Köln, den sie in Westerbork kennengelernt hat, Löhnberg besucht und dabei den Brief bekannt macht.

Brunhilde Honi denkt und schreibt, sie fahre nach Auschwitz; was Brunhilde nicht weiß, ist, was sie dort erwarten würde, noch weiß sie, dass dies der erste der vielen Zügen mit holländischen Juden in die Vernichtungslager der Ostens ist, der nicht mehr Auschwitz zum Ziel hat, sondern die noch schrecklichere Mordstätte Sobibor.

Seit Juli 1942 gingen mehr oder weniger regelmäßig Transporte mit Juden von Westerbork in das Lager Auschwitz, wo ein großer Teil von ihnen unmittelbar nach der Ankunft ermordet wurde, aber auch ein gewisser Prozentsatz eine winzige Überlebenschance durch Einteilung zur Lagerarbeit erhielt. Der erste Transport im Juli 1942 umfasste sechs Eisenbahnzüge, brauchte für die 1200 km lange Strecke 40 Stunden und beförderte 5 742 jüdische Personen.

Als Ende Februar 43 die Tötungsmaschinerie in Auschwitz/Birkenau durch Transporte aus Berlin und Saloniki überlastet wird, leitet man ab 2. März 43 die holländischen Transporte nach Sobibor um, einem kleinen Ort am Bug, zwischen Lublin und ukrainischer Grenze, 110 km von Lublin und 1750 km von Westerbork entfernt. Dies ist der erste Transport nach Sobibor, dem fortan wöchentlich zwei weitere Transporte folgen werden, jeweils dienstags abgehend, jeweils freitags ankommend, bis am 20. Juli 1943 34314 jüdische Menschen aus Westerbork dorthin geschafft sind, ein Drittel der Judenschaft der Niederlande, von denen nur 16 Frauen und 3 Männer Sobibor überleben.⁶

Ist der Transport in den Viehwaggons über vier Tage ohne Essen und Trinken schon eine unmenschliche, kaum auszuhaltende Qual, in Sobibor erwartet die den Transport überlebenden Todgeweihten eine Gaskammer, die mit Abgasen von Dieselmotoren die Unschuldigen langsam und quälend erstickt, aber dass auch nicht zuverlässig, so dass viele Bewusstlose zusätzlich erschossen werden.⁷

So ist Brunhilde Honis Brief zugleich ein historisches Dokument allerersten Ranges, ein Zeugnis der Unschuld und Ahnungslosigkeit der Opfer wie auch der Beweis für die vom

⁶ Gerald Reitlinger, Die Endlösung, Berlin, 1979⁵, S.372 ff, 1. Kapitel: Holland; siehe bes. S. 382 !

⁷ So Rudolf Höss, der erste Kommandant von Auschwitz, in seinen Aufzeichnungen, in denen er die Verwendung des rascher wirkenden Zyklon-B-Gases in Auschwitz mit Beobachtungen vergleicht, die er selbst in Ermordungseinrichtungen mit Motorabgasen anstellte.

Niederländischen Roten Kreuz aufgewendete Sorgfalt in der Dokumentation der Morde an den niederländischen Juden - denn der Brief der Brundhilde Honi ist der Zeitgeschichtsschreibung bislang unbekannt gewesen - und seine Angaben stimmen mit den jeden Nachdenklichen traurigstimmenden Forschungsergebnissen überein.

Meine Lieben !

Jetzt sind wir noch in Holland, und ich will Euch von hier ein paar Grüße senden. Es ist 12.30, und in einer halben Stunde passieren wir die Grenze. Wir sind alle guten Mutes, und unser Vorhaben ist, auch weiterhin tapfer zu bleiben.

Wir dürfen nichts rauswerfen. Ich habe durchs WC eine Karte geschmissen. Hoffentlich findet man sie.

Jetzt stehen wir still, und ich schreibe weiter. Wir haben gute Sitzgelegenheit. Direkt am Fenster, also schöne Aussicht nach draußen. Im Augenblick sind wir in Nieuwschans. Der Zug fährt wie ein Bummelzug und macht jede halbe Stunde Halt. Wir haben das schönste Coupé und sitzen bei der grünen Polizei nebenan. Ich bin todmüde.

Ist kein Wunder, bin heute Nacht erst nach 2 Uhr eingeschlafen. Es ist 2 Uhr, und wir sind jetzt in Deutschland. Weener⁸ heißt das Dorf, wo wir im Moment sind. Ein kleines Grenzkaff.

Der Zug rollt, und immer näher kommen wir dem Ziel jenes Ziels! Unserer Begleiter sind hochanständig. Ihr wißt wohl, was ich damit meine. Einer von ihnen hat eben eine ganze Weile mit uns gequatscht, und wenn wir herausgucken, dann lächelt er. Man muß auf jeden Fall mittun, vielleicht hat man dadurch einen Vorteil.

Ich kann es mir fast nicht vorstellen, dass es Wirklichkeit ist. Der Abschied von Meyr, Froman und Jefr. Frank fiel mir doch schwer, obwohl sie die letzte Zeit nicht mehr nett zu uns waren. Gerade fahren wir durch Lehr. Sagt Leo de Fries; wir hätten die Grüße weitergegeben. Jetzt sind wir schon in Oldenburg.

Gestern Abend um 5 Uhr hörte ich auf, und dann kam die Nacht.

Der Zug fuhr vollkommen ohne Licht, und es war stockfinster. Noch ein Mädels und ich, wir haben die ganze Nacht bei den Grünen nebenan gegessen und haben uns unterhalten und haben geraucht. Sie haben uns reingerufen und uns warmen Kaffee gegeben. Aber bitte erzählt es nicht weiter. Ihr versteht mich wohl? Jetzt sind wir in Hirschberg und haben soeben Brot und Jam bekommen. Wasser haben wir ein paarmal holen dürfen. Wir sind jetzt in Breslau-Neukirch und haben soeben Juden am Wege arbeiten sehen. Die Leute sehen schlecht aus und sie haben Essbewegungen gemacht. Was es bedeuten soll, weiß man nicht.

Wir haben alle vollauf zu essen und zu trinken. Meine Lieben! Schickt diesen Brief an meine Verwandten in Hertzogenbosch. Lasst diesen Brief an Honis alle Bekannten lesen, ebenso Bachrach. Doris Katz sitzt neben mir im Coupé und lässt grüßen.

In der Nähe sehen wir ein kleines Barackenlager, das sehr viel Ähnlichkeit mit Westerbork hat. Die Männer arbeiten am Schienenbau unter Aufsicht von grüner Polizei. Sie haben auf der Brust und auf dem Rücken einen Stern. Was in uns vorgeht,

⁸ Weener (Ems)

kann ich mit Worten nicht sagen. Vielleicht ist mein Vati dort. Gesichter kann man nicht erkennen.⁹

An der Grenze war nichts los, und es ist alles glattgegangen. Im Moment ist ein furchtbarer Schneesturm. 4.30 Uhr hinter Breslau schlechtes Wetter. Soeben hat uns die grüne Polizei von ihrem eigenen warmen Kaffee abgegeben. Unerhört, was?

*Also lebt wohl, alles Gute für Euch alle, unzählige Grüße und Küsse.
Eure Hilde*

Tot ziens in vrede.¹⁰ Ich denke stets an Euch. Wir haben wieder Juden gesehen, mit nur einem Stern auf der Brust.

4.3.1943

Meine Lieben!

Gestern Abend habe ich meinen Brief beendet, und jetzt will ich Euch noch eben meine Eindrücke von Polen schildern.

Es ist alles fast unbearbeitet und liegt brach. Die Häuser sehen sehr arm und schmutzig aus. Wie man sagt, gibt es hier viel Wanzen, also Insektenpulver mitnehmen Mit Wasser ist es hier in Polen sehr schlecht. Auf jeden Fall bewahrt etwas bis nach Auschwitz. Wenn es geht Eau de Cologne oder Creme zum Gesichtwaschen.¹¹

*Nochmals alles Gute, Tausend innige Küsse und Grüße, stets bin ich
Eure Hilde*

Wir fahren nach Krakau, Warschau und Lublin. Ob wir jemals nach Auschwitz kommen, wissen wir nicht. Es ist sehr kalt im Zug. Man soll sich dort dick anziehen. Ich schwitze kein bisschen...

5.3.1943

Meine Lieben!

Heute ist schon Freitag, und wir sitzen bereits vier Tage im Zug. Heute Nacht um 1.30 Uhr kamen wir in Lublin an, und es stand der Zug still bis ca. 2 Uhr. Die Lokomotive musste einen Zug zur Front bringen. Es war eiskalt, und bis jetzt habe ich in jeder Nacht fast kein Auge zugetan.

Jetzt erst fahren wir nach Auschwitz, haben einen Riesenumweg gemacht. Der Zug fährt den Weg wieder zurück, denn an Auschwitz waren wir schon lange vorbei.

Was das bedeutet, wissen wir nicht. Bei uns im Zugabteil ist alles gesund. In den übrigen Wagen sind bis heute schon vier Tote. Einer hat sich erhängt.

Wir denken, die ganze Nacht durchfahren zu müssen. Wir sind jetzt 77 Stunden unterwegs.

Ich denke viel an Euch alle, in Gedanken seid Ihr stets bei mir.

⁹ Ihre Eltern wurden am 10. Juni 1942 mit dem in Hadamar verbliebenen Rest der jüdischen Gemeinde mit unbekanntem Ziel und Schicksal deportiert. Nach ihren Worten scheint Brunhilde von der Deportation der Eltern gewusst zu haben.

¹⁰ Niederländisch: Auf Wiedersehen im Frieden!

¹¹ Brunhildes Ratschläge für die Freunde im Lager Westerbork zeigen, dass auch diese mit ihrer 'Umsiedlung' nach Auschwitz rechneten.

*Jetzt sind wir auf dem Weg nach Auschwitz, so sagt er.¹²
Es wird dunkel, und ich höre auf. Heute Nacht noch werden wir dort sein.
Alles Gute und Tausend Küsse.*

Euere Brunhilde

Schon 1937 ist Frau Rosa Neuhaus mit Lore Kahn, einer Tochter aus erster Ehe, nach Holland ausgewandert und kann sich von dort aus noch rechtzeitig vor der Eroberung der Niederlande durch die deutsche Armee nach den USA flüchten. Adolf Neuhaus, ihr Mann, wandert nach dem KZ-Aufenthalt in Buchenwald 1939 nach Holland aus. Er wird dort 1943 aufgegriffen und über das KZ Westerbork nach Auschwitz deportiert. Beim Nahen der Sowjets wird er zu Fuß zum KZ Mauthausen überführt, wo er am 15.3.1945 erschöpft ums Leben kommt. - Adolf Neuhaus war ab 1911 kaiserlicher Ulan gewesen; als Kriegsteilnehmer 1914-18 erhielt er das Eiserne Kreuz für besondere Tapferkeit; er war Vorsitzender der Hadamarer Ortsgruppe des Bundes jüdischer Frontkämpfer. - Tragisch ist auch das Schicksal seiner Tochter Ilse Franziska, die mit ihm als 15-Jährige nach Holland geht, sich dort 2 Jahre im Untergrund verbergen kann, bis auch sie aufgegriffen und nach Auschwitz transportiert wird, wo sie vermutlich in den Gaskammern von Birkenau ermordet wird.

Der 27-jährige Helmut Strauß erreicht 1939 die Ausreiseerlaubnis nach Belgien; dort holen ihn dann die deutschen Truppen ein, bevor er weiter nach den USA reisen kann, wo ein Bruder auf ihn wartet. Gefangen bringt man ihn in ein Internierungslager des Vichy-Regimes in den Pyrenäen, von wo aus er wohl in ein Vernichtungslager im Osten ausgeliefert wird.

Aus Hahnstätten kommt im Februar 39 Louis Strauß schwerkrank zu seinem Bruder Julius, um bei ihm am 1. März zu sterben. Über seine Krankheit erfährt niemand Näheres; der 61-jährige stirbt an Folgen des KZ-Aufenthalts im vorausgegangenen November.

Kurz entschlossen zieht Siegfried Winkelstein - kaum dass er von Sachsenhausen zurück ist - nach Frankfurt; im Schutz der Großstadt hofft er Sicherheit zu finden. Als er merkt, dass ihm das nicht gelingt, zieht er schon 1939 nach Köln weiter und von dort unerkannt wieder nach Frankfurt zurück. Aber er wird 1942 doch entdeckt, verhaftet und nach Polen ins KZ Majdanek bei Lublin deportiert. Dort wird er am 14. 7. 1942 ermordet, vermutlich bei einer großen Erschießungsaktion.

Wohl im Spätsommer 1939 schreibt die 21-jährige Lore Regina Kahn von Amsterdam aus einen Brief¹³ an Isabella Keller, die als Putzmacherin in Hadamar gelebt hatte und mit ihrem Bruder, Dr. Max Oppenheimer, die Ausreise nach den USA erreichte, wohin ihr Lore Kahn folgen will. Es drängt sie, die Hadamarer Ereignisse nach Amerika zu berichten, zugleich Familien- und Bekanntenneuigkeiten weiter zu geben.

Liebe Bella!

Wie geht es Dir eigentlich noch? Hoffentlich doch gut! Es ist nun schon so lange her, dass wir nichts von einander hörten, deshalb will ich nun wieder mal den Anfang machen.

Meine Eltern sind schon seit Juli hier in Amsterdam bei Tante Minni, die Du doch sicher auch kennst. Ihre Abreise von Hadamar kam plötzlich und unerwartet. Dass es für sie nicht so leicht war, Hadamar zu verlassen, kannst

¹² Die Deportierten wurden über das neue Ziel Sobibor offensichtlich getäuscht; 'Grüne Polizei' und Begleitpersonal lieferten den Transport aus Geheimhaltungsgründen unweit Sobibor den Mordkommandos aus und traten die Rückreise an, während die bis zuletzt Getäuschten in die Gaskammern geführt wurden.

¹³ Eine Kopie dieses Textese erhielt der ehemalige Hadamarer Bürgermeister Hermann Bellinger, der in seiner Amtszeit sich besonders und vielfältig um Kontakte zu jüdischen Familien bemühte, deren Vorfahren einst Hadamarer Bürger gewesen, von Nachkommen der Empfängerin 1998 zum Zwecke der Veröffentlichung.

Du Dir sicher gut vorstellen, da die Leute in Hadamar bis zuletzt noch sehr anständig waren.

Ich bin dann nach Hause gegangen und habe alles aufgelöst, so gut es eben ging. Wir haben doch noch ein ziemlich vielseitiges Lager gehabt und hatten viel Arbeit, bis alles verkauft war.

Ilse¹⁴ war auch in Frankfurt; sie wurde im Sommer dort im Krankenhaus am Blinddarm operiert. Ich war sehr oft bei ihr, da ich gerade auf der Station arbeitete, wo sie lag, so konnte ich sie oft besuchen. - Frau Zechermann, bei der sie arbeitete, ist nun auch ausgewandert, nach Chile, und so brach Ilse im August ihre Lehre ab. Von da ab war sie zu Hause. Soie half auch sehr viel mit.

Tante Frieda, Vaters Schwester, führte uns den Haushalt; sie wurde auch im Sommer im Krankenhaus operiert, hatte ein Myom.

Da ich doch weiß, dass Du Dich sicher noch für die Hadamarer Neuigkeiten interessierst, so will ich Dir jetzt einiges erzählen.

Also von den Ereignissen im November wurden wir auch nicht verschont. Wir waren alle von Donnerstag bis Samstag interniert, alle Hadamarer Juden, und zwar kamen wir alle ins Hospital zu den Barmherzigen Brüdern, wo wir es sehr gut hatten. Wir hatten dort Betten zum Schlafen und gutes Essen; überhaupt waren die Brüder sehr nett zu uns, sie machen doch bald dasselbe mit wie wir.

An demselben Donnerstag brannte in Hadamar morgens die Synagoge.

Wir hatten uns ein paar Sachen eingepackt, denn wir wussten doch gar nicht, wohin wir kommen sollten. Auf Befehl der Polizei verschlossen wir unser Haus gut, machten alle Läden dicht.

Freitags Morgen wurden dann sämtliche Herren verhaftet, alle außer Herrn Nachmann, Herrn Strauß, Herrn Aron senior und Onkel Max¹⁵, Herrn Liebmann senior und Herrn Rosenthal. Sie kamen erst nach Limburg und von da aus nach Frankfurt, von wo sie alle in die K.Z.-Lager kamen.

Als wir dann am Samstag nach Hause kamen, sahen wir die Wunder, die geschehen waren, trotzdem alles so gut verschlossen war: Sämtliche Fensterscheiben kaputt. Die Küchenschränke lagen alle m, der Inhalt war meistens kaputt. Im Esszimmer lagen ebenfalls Büffet und Kredenz um. Die Vorhänge waren abgerissen, Stühle kaputt, kurz und gut, wir hatten das schönste Durcheinander im ganzen Haus, sämtliche Spiegel waren entzwei geschlagen worden. Die Schränke standen alle offen, innen war alles durcheinander gewühlt und das Beste gestohlen. Also, es war ein schrecklicher Anblick. Du hättest das Haus nicht mehr erkannt. Wir hatten nun unsere Arbeit, bis wir alles wieder in Ordnung hatten, nur wenigstens so einigermaßen wohnmäßig.

Bei allen andern war es nicht viel besser. Bei Arons wurde auch schwer gehaust.

Wir haben nun so schnell wie möglich - alles so gut es ging - noch abgewickelt. Tante Irma¹⁶ half uns noch tüchtig mit. Das Haus ist auch verkauft, der Kauf aber noch nicht genehmigt worden durch die Regierung.

Wir sind nun seit dem 23. Januar hier in Amsterdam, wollen unsere Wartezeit hier verbringen; hoffentlich kommen wir bald weiter. Unsere Fahrkarten

¹⁴ Ilse Franziska Neuhaus (15). Sie war das einzige Kind von Lore Kahns Mutter aus deren zweiter Ehe; aus der ersten Ehe hatte sie neben Lore noch ein Kind, Helene Kahn (Hella, 25).

¹⁵ Max Mose Kahn (1938 ist er 47 Jahre alt), der offensichtlich durch einen glücklichen Zufall der Verhaftung und damit dem KZ entging.

¹⁶ Irma Neuhaus, verh. Nordhäuser (44)

haben wir schon bis New York. Aber es kann noch ein halbes Jahr dauern, bis wir an die Reihe kommen; wir sind hier in Holland registriert, gehen aber auf die deutsche Quote.

Liebe Bella, was kannst Du so froh sein, dass Du schon Dorten bist. Du bist doch gewiss bald ein Jahr in den USA! Hast Du Dich schon gut eingelebt? Und bist Du in Deinem Wirkungskreis zufrieden? Hast Du eigentlich schon Bekannte getroffen? Dass Alfred Nachmann verheiratet ist, weißt Du sicher. Henny¹⁷ hat uns ja schon einige Male geschrieben, sie hat sehr viel Arbeit an ihrer Stelle, schreibt aber zufrieden. Ihre Eltern haben auch schon die Bürgerschaft, müssen aber auch noch warten, da sie eine sehr hohe Nummer haben.¹⁸

Von Hadamar ist eigentlich noch niemand außer uns weg. Aber jetzt wollen natürlich alle weg, doch die meisten wissen nicht wohin. Eugen Strauß ist auch in den USA; er ist nun verheiratet; er und sie arbeiten im Haushalt.

Nun sind alle wieder aus den K.Z.-Lagern. Herr Arthur Aron ist schon nach vier Wochen wieder nach Hause gekommen. Herr Honi ist mit seiner Frau nach England zu seiner Tochter, die Dorten verheiratet ist. Nordhäusers haben auch die Bürgerschaft, müssen aber auch noch warten, sie haben die Nummer 11 000.

Weißt Du eigentlich, dass Lilly Rosenthal seit ca. Einem ½ Jahr verheiratet ist? Mit einem Mann aus Laasphe. Berta Schönberg war bis zum Sommer in Frankfurt, sie ist jetzt zu Hause; im September starb ihr Vater an Lungenentzündung. Sie hat sich, ehe wir aus Hadamar weg sind, mit einem jungen Mann aus Nürnberg verlobt. Sie sagte mir, dass sie nach Australien wollen. Otto weiß auch noch nicht, wo er hin soll. Hellmuth Strauß hat auch die Bürgerschaft.

Wie Nordhäusers uns nun schrieben, haben die Männer alle ein Ziel gesetzt bekommen. Helmuth und Otto müssen bis Ende März aus Deutschland; wohin sie jetzt gehen, weiß ich noch nicht. Sie müssen auch alle ihre Häuser und Gärten an die Stadt verkaufen, zu festgesetzten Preisen. Doch schrecklich! Wenn die Leute nur wüssten, wo sie alle hin sollten...

Wir haben bis jetzt noch nichts für unser Haus in Hadamar bekommen, Frau Dr. A** hat es gekauft. Unsere Sachen wollen wir auch gerne mitnehmen nach USA, aber wer weiß, ob das noch sein darf in Deutschland. Tante Irma will alles fertig machen für uns. Ludwig ist noch in Hadamar; Tante hätte ihn gerne hierhin genommen aber es ist jetzt furchtbar schwer, es werden kaum noch Einreisen hier nach Holland erlaubt.

Nun, liebe Bella, ich habe bald 2 Stunden mit Dir geplaudert; hier wird sehr früh gegessen, und es ist jetzt Zeit, deshalb Schluss. Bitte schreibe uns doch bald mal, Du weißt doch, dass wir uns besonders mit Deinen Zeilen sehr freuen! Wir hatten fest vor, Deine Eltern noch mal zu besuchen, aber wir mussten so schnell weg, dass uns selbst für unsere nötigsten Besorgungen kaum Zeit blieb.

Sei nun für heute allerherzlichst begrüßt, weiter alles Gute! Und lass bald einmal etwas von Dir hören!

Deine

Lore

¹⁷ Henriette Nachmann (31), , Schwester von Alfred Nachmann (29), 1938 in die USA ausgewandert

¹⁸ Ferdinand Nachmann (62) und Ida, geb. Hohenstein (62); beide erreichten die Auswanderung nicht, wurden 1942 aus Hadamar weg in den Tod deportiert.

Zuletzt soll hier von Max Kahn erzählt werden. Max Kahn legt an Pfingsten 1939 Hand an sich, obgleich er doch schon die Ausreisepapiere hat. Ihn hat tiefe Schwermut befallen, deshalb geht er diesen Weg. Seine Heimat ist ihm zerstört, sein Vertrauen zerbröckelt, er kann er nirgends mehr bleiben. So macht er sich auf den Weg in die ewige Heimat.

Auf seinem Grabstein sieht man die segnenden Priesterhände der Kohanim, der Familien, die von den Tempelpriestern Jerusalems herkommen. Unter ihre gespreizten Hände, deren Daumen sich berühren, unter die Hände, die die Tora zum Vorlesen halten, die nie einen Toten berühren dürfen, neigen sich die jüdischen Gläubigen, so oft der Priestersegen über sie gesprochen wird:

*‘Der Herr segne dich und behüte dich.
Der Herr lasse sein Antlitz über dir leuchten
und sei dir gnädig.
Der Herr wende sein Antlitz dir zu
und schenke dir Heil.’*

Und unter diese Hände werden Max Kahns Töchter eines Tages meißen lassen:

*Hier ruht ein frommer, aufrechter Mann,
der die Tora und die Gebote achtete.
Er erzog seine Töchter
auf dem Wege Gottes zu wandeln.
Gejagt von den Judenhassern
ließ er sich fallen
in GOTTES Hand.*

*Herr Mose, Sohn des Hirsch Kahn.
Über ihm Frieden !
Seine Seele sei aufgenommen
in den Bund Ewigen Lebens !
Gestorben am 11. Siwan 5699.*

Nach dem Tod des Vaters ziehen die Töchter Hilde, zwölfjährig, und Susanne, elfjährig, zu Verwandten nach Frankfurt, von wo aus sie nach den USA auswandern können. Ihre Mutter Frieda bleibt in Hadamar bis zum bitteren Ende.

*

Der 71jährige Sigmund Rosenthal kommt nach dem Pogrom in Schweitzers Geschäft Ecke Brückengasse - Borngasse, um Lebensmittel einzuholen. Die Prokuristin des Geschäftes will ihm ihr Mitgefühl in seiner schrecklichen Lage ausdrücken und sagt zu ihm :„Ihnen hat man ja auch übel mitgespielt, Herr Rosenthal !“

Darauf schaut der alte Herr der Prokuristin in die Augen, breitet seine Hände weit aus und antwortet ihr mit dem leidenden Hiob aus der Bibel:

„Der Herr hat’s gegeben.

Der Herr hat’s genommen.

Der Name des Herrn sei gebenedeit !“

Als er den Laden dann nach seinem Einkauf verlässt, sagt eine Kundin betroffen : „Zu der Größe, dass ein Mensch in solch einer Lage so etwas sagen kann, muss man erst einmal kommen.“